

(Nachdruck verboten.)

17]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Manchmal, wenn er so recht mit einem seiner Mitschüler ins Gespräch kam, erzählte er von zu Hause. Er erzählte alles ganz richtig, aber er tat es in Worten, die Raum für weitere und größere Vorstellungen ließen. Er legte mehr Gefühl hinein, er schwärmte manchmal. Nur recht eigentlich schön zu färben, wagte er nicht. Dafür lag das Dorf zu nahe. Er wollte nicht scheel angeguckt, nicht verachtet sein. So hatte er keinen Freund.

Das Lernen ging ganz gut. Es war gar nichts Besonderes dabei. Was gehörte da dazu! Man paßte auf und machte seine Aufgaben — oder man paßte einmal nicht so gut auf und bekam eine geringere Note — aber im großen und ganzen war nicht viel dabei. Uebermäßig fleißig war der Philipp nicht. Nur einige Lehrer nahmen ihn manchmal fester heran.

„Du willst ja Lehrer werden, Kaiser, da mußt Du das besonders gut wissen.“

Dann lachte ihn die ganze Klasse aus.

Das suchte ihn. Mit dem dummen Lehrerverden. Wenn ihm das doch die Mutter nicht eingehängt hätte.

„Armes Dorfschulmeisterlein!“ jangen die Mainzer Buben.

Und sie erzählten ihm manchmal von den Lehrerfreunden vor — wie die Bauern Schinken und Würste schicken und ihn zur Mergelsuppe einladen würden — und wie er bei den Kindtaufen dabei sein dürfte und zur Kirchweih Kuchen und Wein geschenkt bekäme.

„Aber wenn Du da hinten in den Odenwald kommst, dann kannst Du blau pfeifen. Dann kannst Gackeln knappern wie die Eichhörnchen.“

Es fehlte nicht an Spott. Und immer der Refrain: „Armes Dorfschulmeisterlein, armes Dorfschulmeisterlein!“

Er hatte einen Ekel vor dem ganzen Lehrerkram. Und zudem war er sich viel zu gut dazu.

Die Mainzer Buben hatten wohl recht, wenn sie sagten: „Dazu kann man die dümmsten Stoppelfälber gebrauchen.“

Aber vorläufig hieß es aushalten. Nur vorm Seminar graute dem Philipp. Da sollte es wie in einem Zuchthause sein. Gefelsdrill in der Präparandenanstalt — und dann der Drill fürs Schullehreramt. Ein ganz erbärmliches Leben — und die Menschen, mit denen man zusammenkäme. Kein hübschen Schliß, gar nichts — und Erziehung haushoch. Vielleicht übertrieb der. Aber wenn sich der Philipp die Lehrer in seinem Dorfe anguckte — so von hier, von Mainz und der höheren Schule aus gesehen — nein, Respekt hatte er vor denen gar keinen. Was die gelernt hatten, das konnte er heute schon. Wenn sich nur die Mutter die verrückte Idee heute schon aus dem Kopfe schlagen konnte. Aber er mußte ganz ruhig bei ihr sein. Sie geriet gleich ganz aus dem Häuschen, wenn er davon nur ansang.

„Eingebildeter Bub!“ schimpfte sie dann — „Stangen im Kopf — zu hoch hinaus!“ und Ähnliches, was nur noch grober klang. Und dann machte sie ihn darauf aufmerksam, woher er käme — und wie er froh sein müsse für das — und wie das gerade genug wäre. Selbst die alte Elisabeth blies fast genau so in das Horn — der arme Lukas sagte nur: „Es kommt nur mal darauf an, wer man ist, nit, was man ist.“ und das fand der Philipp sehr dumm, und der Schlüssel sagte: „Man wird gar nichts, so wie sich's Vater und Mutter denken, man wird nur das, was man später einmal aus sich macht.“ Aber damit konnte der Philipp auch nichts anfangen und mußte eben bei der Stange bleiben, wie ein Geißbock, der eingespannt ist, wenn er auch nicht so viel mit den Hörnern stößt und den Kopf nach allen Seiten schickt.

Aber dem Philipp klang immer der Refrain: „Armes Dorfschulmeisterlein — armes Dorfschulmeisterlein!“

14.

Die Klar war ein paar Jahre älter geworden — immer noch robust und kräftig, aber doch nicht mehr so willens-

stark und rücksichtslos geradeaus. Das heißt nicht, daß sie sich auf die faule Haut legen wollte — nein, sie schaffte noch so mannhaft wie früher, aber sie ließ den Dingen mehr ihren Lauf. Sie sagte leichter ja und Amen zu etwas und brauste nicht mehr so rauh und heftig auf.

Der Philipp fuhr nun schon ein paar Jahre nach Mainz in die Schule und war ein großer eitler Bengel geworden, der sich als Herr aufspielte. Der Mutter war ja dies Gebahren lächerlich. Sie sah immer noch das Kind in ihrem Buben, während er Mann sein wollte und doch noch keiner war. Die Stimme war zwar rauher geworden, und auf der Oberlippe dunkelten ein paar Härchen, über die er beständig wohlgefällig strich, als hätte er einen Schnauzer wie ein Wachtmeister. „Bist en Aff!“ sagte dann die Mutter. Aber dem Philipp war's einerlei — er fühlte sich. Wenn er in die Eulenmühle ging, zog er die Manschetten an, schwang sein Stöckchen, stolzierte dahin wie ein Baron von Zoeden, dem das große Gut gehört. Und die Klar war auch wieder stolz auf ihn.

Durch gute Freunde hatte der Philipp im Hotel Pfälzer Hof in Mainz einen Freitisch bekommen, und die gute Kost bekam ihm gut. Nachdem er so in die Höhe gewachsen war, wäre es doch nicht gut gewesen, wenn er weiter beim Bedellen sein mitgebrachtes Brot verzehrt hätte.

Die Klar hatte auch schon ein paar Mal Zigaretten und Zigarettenpacketen in seinen Taschen gefunden. In ihrem Weisheit hatte der Philipp doch noch nicht zu rauchen gewagt. Sie wäre ihm auch böse aufs Dach gestiegen. Und wo er das Geld her bekam? Der war ein Spitzbub, der. Jeden Abend hockte er sich hin und schrieb die Landneuigkeiten auf — fünf, sechs Zettel auf einmal manchmal. Das trug er anderen Tags in aller Früh in die Zeitungen. Vom alten „Mainzer Anzeiger“ bekam er zehn Pfennig die Zeile, vom „Mainzer Tageblatt“ ebenfalls — vom „Journal“ je nach der Wichtigkeit, vom „Neuesten Anzeiger“ fünf Pfennig und von den „Neuesten Nachrichten“ auch fünf Pfennige. Jeden Tag hatte er etwas. Manchmal log er auch etwas. Die Geschichte mit dem dreibeinigen Kalb war gelogen gewesen, und der große Brand war übertrieben gewesen, an den neuen Fabrikprojekten war kein wahres Wort, und die Weinaussichten stimmten auch nicht. Aber er hatte Glück. Kein Mensch, der ihm den Schwindel aufgedeckt und nachgewiesen hätte. Niemand wußte, wer die Gegend so eifrig bereiste und jeder Spatenpiepser nach Mainz berichtete. Dem Philipp aber gab's Geld in die Tasche. Wenn sie ihm auch manchmal die längsten und schönsten Berichte auf drei, fünf Zeilen zusammenstrichen, es gab doch ein paar Buben. Und da er in jedes Blatt ein hübschen anders schrieb, so zählte sich's von den verschiedenen Blättern zu einem ganz hübschen Sümmechen zusammen. Die Redaktionen merkten nicht, daß sie den gleichen Korrespondenten hatten, sie fanden nur immer ihre Nachrichten durch die anderen Blätter bestätigt.

Und so war der Philipp fein heraus. Er trug ein schwarzes Hütchen, hatte verschiedene Schlipse, hatte Handschuhe für den Sonntag — konnte sich auch Zigaretten kaufen und war der feinste junge Mann im ganzen Dorf. Und das ganze Dorf guckte zu ihm hinauf — und auf das ganze Dorf guckte er von oben herab — und auf die Schulmeister besonders.

Er war entschlossen, keiner zu werden, — und die Mutter fuhr nicht mehr so aus dem Häuschen wie früher, wenn er's ihr sagte.

Er hatte einen neuen Freund gefunden, den Sohn eines Judenlehrers in einem Nachbarorte. Sie fuhren täglich zusammen in die Stadt — der kleine Herz — das „Herzchen“ wie er genannt wurde — ins Gymnasium.

Das Herzchen war ein heller Kopf — ein stiller, fleißiger Mensch. Er hinkte ein klein wenig — und war vielleicht dadurch gezwungen, sich von den Mitschülern etwas zurückzuhalten. Die Folge war natürlich, daß die anderen an ihm vorbeigeigen.

Einmal war das Herzchen gerade angehinkt kommen, als der Zugführer zur Abfahrt gepfiffen hatte. Man wollte ihn schon zurückhalten beim Einsteigen. Da nahm ihn der Philipp oben vom Coupé aus unterm Arm und riß ihn mit einem

Kräftigen Rud herauf. Der Schaffner schimpfte, der Zug war schon im Fahren gewesen — aber das Herzche saß drin und war froh, mitgekommen zu sein.

Seitdem waren die beiden gute Freunde. Mit den Eulenmüllerbuben machte der Philipp vor wie nach seine schlechten Streiche — sie durchstreiften Wiese und Feld, befuhren mit Flößen die Selz, plünderten das Obst von den Bäumen, taten auch ein paar Säcke auf die Seite, wenn die Eulenmüllerin ihren großen Obstverkauf abschloß — den Ertrag legten sie als angehende Studenten in Vier an — und wenn man den Neuen zum ersten Male zapfen konnte, dann schlichen sie sich in den Keller ein — das heißt, einer mußte Wache stehen und die gefüllten Flaschen in Empfang nehmen, die andern beiden mußten abwechselnd an dem eingelassenen Schlauche saugen und war dann mit Wurst und Brot ein Festmahl beisammen, Trochen sie in einen hohlen Weidenbaum hinein und ließen sich's gut schmecken. Manchmal ging dann zwar die Welt mit ihnen im Kreise herum — und die Wegsteuer gingen ihnen verloren — aber sie waren doch drei freie deutsche Männer im Hochgefühl ihrer Saufkraft und im Kraftüberschuß ihrer frechen Jugend.

„So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage . . .!“ In die Flaschen taten sie einen Zettel mit dem schauerlichen Bericht eines Schiffsunglücks, versiegelten sie und warfen sie in die Selz, daß sie zum Rheine zuschwammen. Und manchmal schrieben sie auch einfach:

„Herr Bürgermeister zu Wesel,
Der dies liest, ist ein Esel,
Der es glaubt, eine Kuh,
Und der Ochse bist du.“

Die Eulenmühle, das waren und blieben Herrlichkeiten.

„Du, und weißt Du — aber nein — ich sag's nicht —“

„Was denn, sag's!“

„Dein Ehrentwort, daß Du nichts sagst.“

„Mein Ehrentwort — parole d'honneur!“ — und der Philipp strich über seinen schwächtigen Schnurrbartflaum mit einer großen Gebärde und einer eckigen Arm- und Handbewegung.

„Dein Ehrentwort — daß Du nichts sagst — die — die Schwarze Emilie —“

„Die Schwarze Emilie?“

Und ein Lied von Schönheit, und ein Lied von Glück. Liebe, junge, dumme, schöne Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Ringtanz, während Mutter wartet . . .

Von Belle Molin.

Aus dem Schwedischen überseht von M. Jungström.

(Schluß.)

Beh fuhr in seiner wahnsinnigen Raserei fort; Baumrinde und Moos hing in seinem Pelz; er dampfte. Eine Brandmeise zivitscherte: was geht da vor? Wer hatte denn nicht einmal Zeit, diese kleine Weile zu schlafen, wo selbst die Sonne in dieser herrlichen Sommernacht schlief?

Nun setzte sich das Tier für einen Augenblick auf die Hinterfüße, wurde aber von seinem hitzigen Blut wieder vorwärts getrieben und ging — ging! auf den Baum zu, wo es mit einem überlauten Schnauben einige Zoll von Salmon stehen blieb. Es sah aus, als beabsichtige der Bär den Unangreifbaren auf diese Weise aus seinem festen Schutz aufzuschrecken. Das halb offene Maul grinste, und in der ein wenig kühlen Nacht wurde der Atem des Bären wie ein schwacher Dampf sichtbar. Jetzt lief Salmon ein kalter Schauer den Rücken herab, seine Haut schrumpfte gleichsam zusammen. Unbewußt griff er nach seinem Scheidemesser . . . mußte er sein Leben lassen? Der Bär hatte seinen Kopf dicht an die Föhre gelegt; eine Elle oberhalb desselben hatte Salmon seine Hand. Es waren nicht zehn Zoll zwischen der Schnauze des Bären und dem Neuanfiedler. Konnte er nun den Mann nieder schlagen, ihn von der Föhre trennen, so würde das Uebrige das Werk einer Minute sein.

Salmon umspannte das Messer in der linken Hand mit festem, sicherem Griff, zielte nach dem Auge des Bären und senkte mit einer blitzschnellen Bewegung das langsamschneidige Messer herab. Etwas rotes und warmes spritzte da seinem Arm empor, was es nun sein mochte. Er empfand ein brennendes Gefühl in seiner Schulter, und während der Bär, von dem Schlag betäubt, unter einem Höllengerbrüll an der Stelle, wo er stand, wie ein Ball hoch in die Luft sprang, sah Salmon, daß sein Rock zerrissen und seine Haut aufgerissen war. Jetzt wußte er, daß das Spiel nicht eher aus sein würde, bis einer von ihnen kalt und still dalag. War die Aussicht

auf einen gütlichen Ausgleich vor einer Weile schon gering gewesen, so gab es jetzt gar keine mehr. Nun würde es sich für Bären-Salmon zeigen, ob er wirklich noch der Bären-Salmon war. So viel schien gewiß, daß jetzt ein Leben zugrunde gehen mußte, doch wohl schwerlich das des Bären . . . in diesem ungleichen Streit. Salmon dachte: „Ich bin es nicht, der in dieser Nacht Bitter wird; es ist mein Weib, das Witwe wird . . . und sie wartet auf mich.“

Beh tanzte wie besessen, schäumte, lärmte und schrie. Er lief jetzt nicht mehr um den Baum herum, sondern stand aufrecht am Baum und biß abwechselnd zu beiden Seiten hin nach dem Neuanfiedler. Die Rinde wurde durch das gleichmäßige Peitschen der Zähne zerkratzt und fiel in großen Stücken zur Erde. Salmons Kleider bekamen das ihrige mit. Die Schulter war halb nackt und naß von Blut, aber die Hand, die das Messer hielt, bewegte sich unaufhörlich und war stets bereit.

Die Sonne ging auf. Der Berg im Süden, den man von hier aus sehen konnte, lag violett und träumend da, nur der Gipfel war erwaht und schimmerte goldig rot im Sonnenlicht. Um diese Zeit hätte Salmon mit der Hilfe wieder zu Hause sein müssen . . . daheim, in der Hütte . . . die nun über als je werden würde . . . die Kinder hinausgejagt, bettelnd, in Not und Elend . . . Vater für immer fort . . . eine Geschichte aus dem Hochgebirge . . . eine dunkle traurige Geschichte, wie sie hier oben in der Ginde sein können.

Was nun geschah, ging mit rasender Geschwindigkeit vor sich.

Noch einmal versuchte der Bär seine Drehungen und Sprünge, sein Rollen und andere Abenteuerlichkeiten in der höheren Gymnastik. Salmons Augen waren blau und kalt wie der Himmel in einer Frostnacht — sie wichen nicht eine Sekunde von der springenden Bestie, die in gewissem Abstand immer einem blitzschnell geführten Messer begegnete. Salmon kroch in sich zusammen, richtete sich auf, schlich, drückte sich und lief um den Baum. Der Schuh aus Birkenrinde war durchgelaufen und sah jetzt am Schienbein, wo er sich bisweilen rund drehte und rote Ringe in der Haut verursachte. Die linke Hand, mit der er sich stützte und weiterglitt, war angeschwollen und voller Blasen, die teils hoch und gefüllt, teils aufgesprungen und entleert waren und brennenden Schmerz hervorriefen.

Da geschah es, daß Salmon einmal in die Knie sank. Ehe er sich wieder aufrichten konnte, war ihm die Bestie auf kaum zwei Fuß Abstand nahe gekommen, er sah die Augen des Bären auf sich gerichtet und fühlte einen heißen, widerlichen Luftstrom, als das grinse Maul sich öffnete, mit einem klatschenden Laut wieder zusammenschlug und sich dann nochmals öffnete. Es war drauf und dran, und Salmon hätte die Fühlung mit der schützenden Föhre verloren. Eine Sekunde lang wurde es ihm schwarz und rot vor den Augen, aber in der nächsten Sekunde war er rückwärts ausgewichen — und in der darauffolgenden Sekunde, als er die Todesminute gekommen glaubte, bewegte sich das Messer und schnitt in etwas Weiches hinein — und nun stand er wieder auf den Füßen, der Bären-Salmon!

Beh ließ sich aus seiner aufrechten Stellung zu Boden fallen und raste blindlings hinter ihm her, versuchte rund um den Baum zu laufen und machte wirklich zwei schnelle Runden nicht weit vom Baume. Aber als er diese enger machen wollte, war die Schnelligkeit zu groß, und der Versuch endete mit einem zu langen Sprung und einer Querwendung. Er brüllte. Etwas von den Eingeweiden hing und baumelte aus einer Wunde heraus. Staub und Erde, Moos und Rinde nahmen denselben ihre ursprüngliche Farbe; sie sahen aus wie graue Felsen einer braunen Fasse.

Die Sonne erreichte die Föhrenwipfel des Wahlplatzes. Beh richtete sich auf den Hinterbeinen gegen den Neuanfiedler auf, kam heran und umfaßte in der Wut die Föhre, als wenn sie es gewesen wäre, die er bestrafen wollte. Die Zähne schlugen auf der Rückseite zusammen. Salmon ergriff die rechte Laxe, neigte sich schnell nach rechts und senkte das Messer zwei-, dreimal zwischen die Rippen des Bären, in der Absicht, das Herz zu treffen. Salmons Lippen waren blau, zusammengepreßt, seine Zunge trocken im Munde, die Augen funkelten. Noch war Salmon der Bären-Salmon!

Und Beh sank auf der Stelle, rollte hintenüber, sprang aber wieder in die Höhe, lief ins Gebüsch, das sich wie Schilf niederbog, kam zurück, erhob sich nochmals in Ringlämpferstellung, bekam aufs neue das lange Messer zu schmecken und drehte sich wie im Kreise herum.

Salmon war in wunderlicher Gemütsstimmung. Es war ihm, als wogten rote Wellen in ihm hin und her, der Boden schaukelte unter ihm und die Augen konnten nicht mehr recht sehen . . . „es wäre dumm, wenn ich jetzt ohnmächtig würde,“ dachte er und holte tief Atem: „Ich darf nicht zugrunde gehen, Mutter's wegen.“

Es rührte sich etwas in dem Wipfel der Föhre. „Das ist ein kühner Vogel, der dort sitzt,“ dachte Salmon und stieß den Bären nochmals zwischen die Rippen.

Was nun folgte, konnte Salmon nie richtig schildern, wenn er bisweilen die Geschichte erzählte. Beh war wie ein Heusack umgefallen und hatte sich gewälzt. Er war darauf wieder in die Höhe geschleudert, hatte laut gebrüllt, und war in kleinen, tausend schnelleren Winkeln auf der Stelle umhergerannt, sagte er. Das unbeschädigte Auge hatte wie eine feurige Kohle geglüht und wäre scharf gewesen wie ein Priemen, das andere wäre in geronnenem Blut verborgen gewesen. Bei jedem Schritt, bei jedem schnaubenden Atemzug war ein mächtiger Blutstrom herborgequollen, und daß es so ging, wie es ging, behauptete er, hatte viel daran gelegen, daß der Bär sich keinen Augenblick Zeit gelassen hatte, um stehen zu bleiben, sich da

Fell über die Wunden zu ziehen und das Haar in einem dichten Büschel darüber zusammenzudrehen, wie es die Varen bisweilen zu tun pflegen. So behauptete er wenigstens, und ob er dies gelogen hat oder nicht, weiß ich nicht. Uebrigens ist er nicht der einzige, der solche Dinge zu erzählen wußte. Es gibt viele wunderliche Geschichten aus unsern Wäldern hier im Norden.

Die Sonne war hochgestiegen. Ein glitzernder Goldfaden schmiegte sich durch Nadel- und Laubbäume bis zu der Föhre, wo der Kampf stattfand, um zu sehen, was hier vor sich ginge. Ringsumher sangen Drossel und Fink. Das Haselhuhn pfliff in der Niederung und der Kranich rief vom Sumpfe her. Der Wind kam heute aus der Richtung der Ansiedelung.

Noch einmal stand der Vär aufrecht an der Föhre, aber das geöffnete Maul war voller Blut aus den durchstochenen Lungen. Da schlich sich Salmon noch einmal in halbrunder Bewegung heran und gebrauchte sein Messer noch einmal: dieser Stich traf gerade ins Herz. Ein zweiter kam in den Hals. Und die umfingende, blutende, zottige Masse bekam wütende Stiche auf Stiche . . . in die Brust . . . in den Kopf . . . in die Tazzen . . . in die Seite . . . „Da hast du . . . da! . . . da! . . . da! du Lump! . . . mehr! . . . mehr! . . . das hast du für Mutter! . . . das für die Kinder! das für die ganze Nacht, du verfluchter Satan! willst du sterben? . . . willst du sterben? . . . willst du? . . . willst du? . . . willst du?“

Das letzte Brüllen des Vären ging in ein Nöcheln über, und wie durch Herbstregen, der an einer Fensterscheibe niederrieselt, sah Salmon durch Schweiß und Tränen, wie Peh sich noch einmal erhob, hinfiel, sich halb aufrichtete, in Zudungen bebte, nochmals hinfiel — und dalag.

Salmon brach am Fuß der Föhre zusammen. Er war totmüde und wie zerschmettert an allen Gliedern; jetzt fühlte er es. Seine rechte Hand hing wie tot herab, hielt aber noch das Messer. In dieser Stellung trafen ihn einige Sonnenstrahlen und kühlten ihm die Wange.

Er blinzelte und wollte dem Schlaf wehren. Er dachte: sollte er seinen Weg fortsetzen . . . es konnte ja sein, ja . . . oder sollte er umkehren und meinen über der Leiche daheim? Er empfand eine verzehrende Angst. Er würde heute doch nimmermehr dem Unglück entgehen, was es auch sei. Der Arme muß es erfahren, daß er in der Welt lebt. Wen würde er dazu bekommen, die Leiche am Sonnabend über den Berg zu tragen . . . das würde teuer werden . . . der Sarg würde roh sein, wie die Särge der armen Leute gewöhnlich waren . . . der Amtsrichter hatte Bretter bei der Willkür-Sägemühle . . . aber der Amtsrichter war der schlimmste Geizhals, den es gab . . . da kommen eine Menge Männer, die tragen einen langen Sarg über den Knüppeldamm bei Laugmyrau . . . wer liegt in dem Sarge? . . . wie können sie den Sarg so von sich werfen! . . . und einen Baum laufen, hinter einem Vären her . . . und die Mutter liegt und wartet auf sie . . . sie muß noch warten . . .

Und so schlief Salmon ein.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf regt sich etwas in dem Wipfel der Föhre. Ein Kopf streckt sich hervor, zieht sich zurück und streckt sich an einer anderen Seite wieder heraus. Das ist das Junge der Värin. Er weiß nicht, was diese tiefe Stille nach dem langen Lärm zu bedeuten hat. Aber es sieht, daß Mutter Frieden gemacht hat, und der andre auch, und es möchte gern hier wegkommen, denn es hat sich nicht wenig gefürchtet, hier oben. Nun sieht es die Tazzen an den Stamm und läßt sich herabgleiten. Anfangs geht es langsam . . .

Mit dem Blick eines Irnsinnigen schaute Salmon um sich, als er von einer schweren Last gewedt wurde, die auf ihn niederfiel. Wie ein gejagtes Wild, oder wie ein gehetzter Hund, der außer sich vor Furcht den Schwanz zwischen die Beine zieht, sprang er auf und rannte der Ortschaft zu. Nichts an ihm erinnerte an den Helden der Nacht, an den Vären-Salmon. Es war nur ein ausgehungertes Hinterräthler, elend und verlassen, der sein armseliges Leben zu retten suchte.

Wandernde Dünen.

In diesen Sommertagen suchen wieder Zehntausende im weichen Sande der Seebäder Erholung, ergeben sich, umfetzt von frischem Seewind, auf den Dünen, die das Meer vom festen Lande trennt. Aber nur selten kommt es jemand zum Bewußtsein, daß dieser feine Sand am Strande, in dem der Fuß lautlos berührt, eine fürchterliche Gefahr bildet, sobald er in großen Massen vorhanden ist und es an natürlichen Hilfsmitteln zu seiner Eindämmung fehlt. Dann wird er zur Wanderdüne, die der Seewind immer weiter in das Land hineintreibt; langsam zwar, aber unaufhaltsam, um fruchtbares Ackerland, selbst ganze Wälder und Ortschaften rettungslos zu begraben. Müßliches Kulturland wird zur Wüste; die fleißige Arbeit der Bewohner wird vernichtet.

In Deutschland gibt es ausgedehnte und gefährliche Wanderdünen besonders in Ostpreußen. Die ganze Kurische Hehrung ist eine Dünenkette, die sich zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee erstreckt und fast 100 Kilometer lang ist. Die Breite dieser Landzunge ist nur unbedeutend; sie schrumpft an einigen Stellen bis auf 500 Meter zusammen und erreicht nirgendwo eine größere Ausdehnung als 4 Kilometer. Der Flächeninhalt der Hehrung umfaßt aber trotzdem 148 Quadratkilometer. Eine einzige Dünenkette

hüllend, bewegt sich hier der Flugsand unausgeseht auf das Haff zu, und würde man die Natur gewähren lassen, so würde in 300 bis 500 Jahren das ganze Haff mit Sand ausgefüllt sein. Trotz der Dürftigkeit des Sandbodens wohnen auf der Hehrung mehr als 1500 Menschen in 16 Ansiedelungen, die sich von Ackerbau und Fischfang nähren. Während der letzten 100 Jahre wurden verschiedene Ortschaften vom Sande verschüttet, und die Bewohner mußten sich neue Heimstätten schaffen. In den 90er Jahren war Kossitten, der Ort, der durch seine Vogelwarte bekannt ist, sehr vom Flugsande bedroht; die Regierung hat dann aber durch äußerst energische und umfangreiche Eindämmungsarbeiten dem Vorrücken des Sandes ein Ziel zu setzen versucht, und es scheint zu gelingen, was jahrhundertlang unmöglich war; durch geeignete Bepflanzung sind die Dünen an vielen Stellen zum Stillstand gekommen. Auch am Golf von Biskaha, dessen französische Seite von einem Dünengürtel im Umfange von 250 000 englischen Quadratmeilen umschlossen ist, hat man erfolgreich den Kampf gegen die Wanderdünen aufgenommen. Dort war die Bepflanzung der Dünen leichter, da man in der Strandkiefer (Pinus pinaster) einen Baum hatte, der in dem Flugsande gut fortkam. Die Nadeln dieser Kiefer tragen außerdem dazu bei, den Sand festzuhalten, indem sie über ihn eine dichte Decke bilden. Auch in Ostpreußen hat man Versuche mit dieser Weisheit angestellt; sie sind dort aber mißglückt, da zu dem dünnen Sandboden auch noch das raue Klima kam. Gegen diese beiden Hemmnisse vereint vermochte selbst die anspruchslose Strandkiefer nicht aufzukommen.

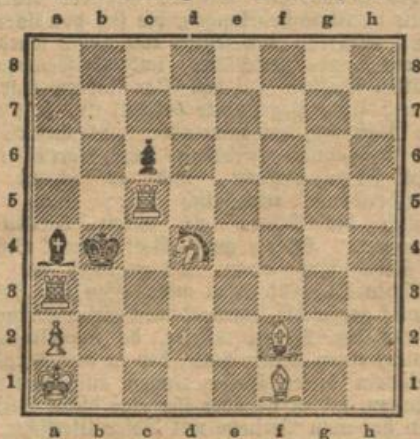
Auf der Insel Sylt wandern die Dünen jährlich um 4,4 Meter landeinwärts; in der französischen Bretagne schreiten sie schon seit mehr als 200 Jahren jährlich um 9 Meter weiter. In Gegenden, wo die Strandkiefer nicht fortkommt, versucht man die Bepflanzung durch Gräser und Sträucher, wie die Dünentweide und den Sanddorn. Da wo Dünenhafer wächst, gelingt es sogar, den ehemals unfruchtbaren Boden nutzbar zu machen.

In den Vereinigten Staaten übertrifft die Ausdehnung der Wanderdünen die der europäischen Dünen um das Vielfache. Dort versagten bisher alle Mittel, die versucht wurden, um den Flugsand zum Stillstand zu bringen, so groß auch die dafür angewandten Geldmittel waren. Besonders ernst ist das Problem dort im Staate Washington und in Oregon, auf beiden Seiten des Columbia-River, wo die Wanderdünen einen immensen Schaden verursacht haben. Fruchtbare Obstgärten und ausgebehnte Flächen Ackerlandes sind dort in eine veritable Sahara verwandelt worden. An einer Biegung des genannten Stromes nahe der Einmündung des Walla-Walla-Rivers gibt es eine Schlucht, durch die der Wind mit solcher Befremung bläst, daß ungeheure Sandwolken von ihm aufgewirbelt werden, in denen schon viel Vieh umgekommen ist. Selbst Menschenleben sind an dieser Stelle schon zu Grunde gegangen. Geologische Untersuchungen haben ergeben, daß sich vor Millionen von Jahren in der Dünenregion es östlichen Washington und am Columbia-River ein Binnenmeer befand, was mit den Beobachtungen in den europäischen Dünengebieten völlig übereinstimmt. Auch Ostpreußen war zur Eiszeit vom Meere bedeckt; als die Gletscher, die sich bis an die mittel-deutschen Gebirge erstreckten, gegen das Ende der Eiszeit abschmolzen, floß das Schmelzwasser nordwärts, den heutigen Boden der Nord- und Ostsee zu, die sich damals viel weiter ins Land hinein erstreckten, und allmählich erst hoben sich die südlichen Küstenstriche der beiden Meere, von Sand und Geröll aufgeschüttet, aus dem Wasser. Ähnliche Verhältnisse herrschen an den Küsten der Großen Seen Amerikas, und an einzelnen Stellen wirkt dort der Flugsand außerordentlich bedrohlich. So wird in der Nähe von Michigan City (Ind.) ständig der Schienenweg bedroht, der sich das Meer entlang zieht. Praktisch, wie die Amerikaner sind, führen die Eisenbahngesellschaften den Sand, den sie von ihrem Bahnkörper beiseitigen müssen, in besonderen Zügen gleich nach Michigan City, wo er in großen Werken zu einer Art sehr haltbarer Sandziegel verarbeitet wird. So sind die Gebäude in der neuen Stadt Gary am Michigansee, die ein Zentrum der Eisenindustrie werden soll, und von deren Gründung wir kürzlich berichteten, meist aus solchen Sandziegeln errichtet.

Sehr ausgedehnte Dünengebiete gibt es in den Vereinigten Staaten außerdem an der Pacifischen Küste, vom Columbia-River aus südwärts bis zum Golden Gate Park in Kalifornien, ferner auf Cape Cod und in der südlichen Hälfte von Long Island, wo einzelne Hügel eine Höhe von 200 Fuß erreichen. Immense Wanderdünen gibt es ferner an der atlantischen Küste bei Cape Henry und Cape Hatteras. Hier werden gelegentlich bei Stürmen ganze Häuser verschüttet, und die Rettungsstation für Schiffsbrüchige, die sich am Cape Hatteras, an dieser stürmischsten Stelle des ganzen Atlantischen Ozeans befindet, hat beinahe schwerer mit dem Sande wie mit den Wellen zu kämpfen. Auch die ganze Küste von Süd-Virginia und Nord-Karolina wird von riesigen Dünenketten durchzogen, die sich zum Teil 1000 Meilen weit von der Küste in das Land erstrecken und immer weiter, alles auf ihrem Wege verschüttend, in das Binnenland wandern. Die Regierung der Vereinigten Staaten sieht mit großer Besorgnis, wie die Wanderdünen an den verschiedensten Stellen des Landes von Jahr zu Jahr neues fruchtbares Land begraben und zur Wüste machen. Aber bei der riesigen Ausdehnung dieser Sandflächen war es bisher unmöglich, dem Vordringen der Wanderdünen Einhalt zu tun.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Carbo 2 ♣ (9v-9o L T)

Schachnachrichten. Das Hauptinteresse der Schachwelt ist naturgemäß auf das Hamburger Meisterturnier gerichtet. Herr Jakob ist nach der 6. Runde ausgestiegen, so daß nunmehr nur 17 Teilnehmer mitspielen. Da Jakob weniger als die Hälfte der von ihm zu spielenden Partien beendet hatte, werden laut bestehenden Turnierregeln seine bisherigen Resultate im Turnier einfach gestrichen und als nicht gechehen betrachtet.

Allgemeines Aufsehen erregt die vollständige Veragung von Dr. S. Tarrasch, der von den ersten 8 Partien nur 3 Zähler erreichen konnte. Hiermit sind seine Aussichten auf einen der ersten 8-4 Preise so gut als erledigt zu betrachten. Jedoch ist noch keineswegs ausgeschlossen, daß er in der ersten Hälfte der Turnierliste zum Schluß des Turniers als Preissträger erscheinen wird. Denn es ist zu bemerken, daß Dr. Tarrasch bisher mit lauter starken Teilnehmern zu tun hatte. Er kann noch leicht 6 Zähler herausklopfen, um somit zum Schlussresultat von 9 Points zu kommen, was wahrscheinlich noch einen Preis bedeuten dürfte. Den Mißerfolg von Tarrasch erklären wir uns dadurch, daß sein Alter (Mitte der 50er) den Anstrengungen des Turnierspiels (täglich acht Stunden) nicht mehr gewachsen ist. Dies sieht man auch aus seinen Partien, in denen er im Anfang die überlegene Stellung zu erreichen versteht und dann zum Schluß (vierte Stunde der Spielung) durch offensichtliches Nachlassen der Geistesfrische in ganz unberechenbarer Weise seine Sache verdirbt. Eine Illustration hierzu bietet die nachstehende Partie aus der zweiten Runde (19. Juli):

Vierpringerspiel:
 S. Tarrasch A. Spielmann.
 Weiß Schwarz
 1. e2-e4 e7-e5
 2. Sg1-f3 Sb8-c6
 3. Sb1-c3 Sg8-f6

Diese Anfangszüge bestimmen den Namen der Eröffnung. Der Fetzzug ist allgemein üblich. Jedoch empfehlen wir eher 3. ... Lf8-b4! Von den hieraus entstehenden zahlreichen Varianten sei nur als Illustration die folgende als interessanteste erwähnt: 4. Sc3-d5 (4. Lb5, Sg7); 4. ... Lb4-a5; 5. c2-c3, Sg8-f6; 6. d2-d4 (6. b4, Lb6; 7. a4 kommt in Betracht); 6. ... e5-d4; 7. Lc1-g5, d4xc3; 8. b2xc3, Sf6xd5 (1?); 9. Lg5xd8, Sd5xc3; 10. Dd1-c2, Kc8xd8 nebst event. Tc8xc. mit starkem Angriff, zwei leichteren Figuren und mindestens drei Bauern für die Dame.

4. Lf1-b5 Lf8-b4
 5. 0-0 0-0
 6. d2-d3 d7-d6
 7. Lc1-g5 Sc6-e7

Eine weitere Fortsetzung der Symmetrie mit 7. ... Lg4 könnte mit 8. Lxf6 beantwortet werden. 3. B.: 8. ... Dxf6?; 9. Sd5 nebst Lxc3 und Sxb4.

Ueblicher als der Fetzzug ist zunächst der Abtausch auf e3, um die Drohung Sd5 zu parieren.
 8. Lg5xf6 g7xf6
 9. Sd3-h4 c7-c6
 10. Lb5-c4 Se7-g6
 11. Sh4xg6 L7xg6
 12. f2-f4 Kg8-g7
 13. Dd1-f3 Dd8-e7

14. Sc3-e2 Lc8-e6
 15. Lc4xc6 Dc7xe6
 16. f4-f5 De6-e7
 Weiß steht eklatant überlegen und kann den Angriff mit 17. g2-g4! fortsetzen. 3. B.: 17. ... Th8; 18. g5, Th5; 19. h4 etc. (droht fxc6 nebst gxf6?), statt dessen beginnt ein energieloses Manöver von Weiß
 17. g2-g3 Tf8-h8
 18. h2-h4 Ta8-d8
 19. Kg1-g2 d6-d5
 20. Tf1-h1 d5xc4
 21. Df3xe4 Dc7-d6
 22. g3-g4 g6xf6
 23. g4xf5?

Mit 23. Dxf5! hatte Weiß noch ein vorzügliches Spiel

23. ... Ta8-g8
 24. Kg2-f3 Lb4-c5!
 Um Tg1 zu verhindern
 25. Th1-h3 Lc5-b6
 26. Se2-c3? ...
 Weiß überzieht die Drohung Dd6-c5, die er sonst mit b2-b4 parieren konnte.
 26. ... Dd6-c5
 27. Dc4-e2 Kg7-f8
 28. Sc3-e4 Dc5-d5
 29. e2-c4?

Verhältnismäßig am besten wäre noch Tahl gewesen.
 29. ... Dd5-d7
 30. Se4-g3 Dd7-d4
 31. Kf3-g2 Th8xb4
 32. Kg2-h2?
 Txh4 verlängerte den Widerstand.
 32. ... Dd4-f4!
 Aufgegeben. (Weil die Drohung Txh3? oder Ld2 nicht mehr zu parieren ist.)

Nach der 9. Runde war der Stand des Turniers: Schlechter und Niemzowitsch je 6, Duras 5 1/2 und eine Hängepartie, Chotimirsky und Spielmann je 5 1/2, Marshall 5, Tartakower 4 1/2, Leonhardt, Reichmann und Alechin je 4 und eine Hängepartie, Salwe 4, Fergacs (Reichmann) und Speyer je 3 1/2, Tarrasch und Koechlein je 3, John 2 1/2, Yates 1 1/2.

Verichtigung. In der Partie Leonhardt-Spielmann (unsere Spalte vom 23. Juli) konnte Schwarz im 26. Zuge das Spiel doch nicht mehr halten, denn auf das bei uns irrtümlich angegebene „26. ... Sb6; 27. h5, axb3“ entscheidet 28. hxc6! (nicht „28. Sxb3“) nebst ev. Sg5 usw. Hingegen ist nach den Eröffnungszügen 1. e4, e6; 2. d4, d6; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, Le7; 5. e5, Sfd7; 6. Lxe7, Dxe7; 7. Ld3, 0-0!; noch zu merken: 8. f4, c5; 9. Sb5?, c4! z. B. 10. Lxh7+ (es drohte Dd4+ und auf 10. Sc7, cxd3; 11. Sxa8 geht Sa8 verloren) 10. ... Kxh7; 11. Sc7, Sxe5; 12. Dhs+, Kg8; 13. Dxe5, Sc6 und Schwarz gewinnt.

Kleines feuilleton.

Erste Haarschur. Bei manchen Völkern wurde und wird noch heute mit der ersten Haarschur der Neugeborenen eine symbolische Feierlichkeit verbunden, durch den die Aufnahme des Säuglings in die Gemeinschaft seiner Familie oder seines Stammes gekennzeichnet werden sollte. Im alten Peru fand die erste Haarschur nach der Entwöhnung von der Mutterbrust, etwa mit dem zweiten Lebensjahre statt, wurde aber ausschließlich an den erstgeborenen Söhnen vollzogen. Zu diesem Zwecke fand sich die ganze Verwandtschaft des Kindes zusammen und wählte unter sich einen zum Paten des Knaben, dieser Pate vollzog die erste Tour des Haarschnitts mit einem Steinmesser, das er dem im Verwandtschaftsgrad nächstfolgenden zur Fortsetzung der Schur überreichte, und so tat jeder der Versammelten einen Schnitt. War die Schur auf diese Weise vollzogen, so wählten die Verwandten einen Namen für das Kind, und brachten ihm ihre Spenden dar, die aus Kleidern, Hausieren, Waffen, und bei Ablömmelungen aus königlichem Hauje aus goldenen und silbernen Trinkgefäßen bestanden.

Bei dieser Zeremonie der Incas des alten Peru ist besonders interessant, daß nicht nur die engere Familie des Kindes, sondern die ganze Verwandtschaftsreihe daran teilnimmt. Daselbst finden wir bei den Indern, bei denen die erste Haarschur gleichfalls feierlich im Weisem der ganzen Familie vollzogen wird, und einen stark mythischen Charakter trägt. Bei den Indern werden aber neben dem erstgeborenen Knaben ausnahmslos alle Kinder, Knaben wie Mädchen, diesem in streng vorgeschriebener Weise vorzunehmenden, Weiheakt unterworfen. Die ersten drei Scherenzüge werden dabei mit besonderen Sprüchen begleitet, und beim vierten Schnitt wiederholt der Scherende alle drei Sprüche. Die abgeschnittenen Haare werden auf Camibläthern, die in einer Schale bereit liegen, der Mutter des Kindes überreicht, die sie darauf auf ein Gefäß mit Stierdünger streut. Nach Vollendung der Haarschur wischt der Vater das Schermesser ab mit den Worten: „Wenn du mit reinigendem, schöngestaltetem Messer als Scherer die Haare schierst, entziehe ihm nicht das Leben“. Dann läßt er durch den Barbier nach der in der Familie herrschenden Gewohnheit die Haarordnung des Kindes machen. In einigen Familien trägt man nämlich nur eine Locke, in anderen drei, in anderen wiederum fünf, auch tragen manche die Locken vorn am Haupte, manche hinten, je nach der in ihrer Sippe einmal angenommenen Gewohnheit. Nach einigen Berichten soll sich die Zahl der Locken, die man stehen läßt, auch nach der Zahl der Ahnherrn richten, die der Vater des Kindes nennen muß.

Auch bei den alten Inselkariben wurde die erste Haarschur nach Abschluß der Säuglingsperiode vorgenommen. Eine feierliche Haarschur nach zurückgelegtem zweiten Lebensjahre kannte man in gleicher Weise in Rußland bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, doch erstreckte sich dieser Gebrauch nur auf Söhne aus fürstlichem Geblüt. Wie wir bei den Indern schon eine nur bestimmten Familienverbänden eigene Haartracht fanden, so tritt uns ähnliches bei den in Gens oder Geschlechter eingeteilten Omaha-Indianern, Stammverwandten der Sioux entgegen. Diese Omaha zerfallen in zehn Geschlechter, von denen neun ihren Knaben im Kindesalter eine bestimmte Haartracht vorschreiben. So haben die kleinen Knaben der Inke-Sabe oder „Schwarzschüler“-Gens, die ihren mythischen Ursprung vom Büffel ableiten, den Kopf geschoren, mit Ausnahme eines rund um den Kopf gehenden Haarranzes von etwa zwei Zoll Länge. Oben auf dem Kopf, über der Ohrgegend, ist jederseits ein zwei Zoll langes Haarbüschel stehen gelassen. Beide Büschel stellen die Hörner des Buffalo dar. Bei der Hanga-Gens, die sich ebenfalls vom Büffel herleitet, schert man den Kopf der Knaben bis auf einen quer von einem Ohr zum anderen laufenden Kamm, der aus zwei Zoll langen, aufrechtstehenden Haaren besteht. Das soll den Kamm darstellen, den der Büffel auf dem Rücken hat. In ähnlicher Weise werden alle die besonders augenfälligen Wahrzeichen der Stammestiere bei den Omaha nachgeahmt, doch tragen nur die Knaben bis zum Eintritt des Jünglingsalters diese eigentümlichen Frisuren.